



Leseprobe

Anuradha Roy

Ton für die Götter Roman

»Ton für die Götter« ist ein Roman, den man, einmal angefangen, nicht mehr aus der Hand legen kann.« *Simone Hamm / WDR 3*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 288

Erscheinungstermin: 14. Juni 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Als der Töpfer Elango eines Morgens aus einem wilden Traum erwacht, weiß er, dass sich sein Leben für immer verändert hat. Er muss der Botschaft, die ihn erreicht hat, Gestalt verleihen - egal, von wem sie stammt, ob es die Hindu-Götter oder alte Töpferlegenden waren, die ihn von einem Pferd in Flammen träumen ließen, das den Ozean durchstreift. Er muss ein großes Terrakotta-Pferd schaffen! Und er muss es für Zohra tun, eine Muslimin, die er schon lange liebt, obwohl diese Liebe immer noch ein Tabu ist in Indien. Auf der anderen Seite der Welt, im kalten, nassen England, ist derweil auch für Sara das Töpfern überlebenswichtig geworden: Sie hat bei Elango gelernt, und jetzt, in einem unwirtlichen, ihr fremden Internat, ist es ihre einzige Verbindung zur verlorenen Heimat.

Zwischen Ost und West bewegt sich dieser Roman, zwischen alten Mythen und neuen Ideen. Und er erzählt von der Kraft des Schöpferischen in einer Welt, in der viel zu viele Menschen unter den Folgen von Fanatismus und Engstirnigkeit leiden.



Autor

Anuradha Roy

Anuradha Roy ist eine vielfach preisgekrönte Autorin, die sowohl in der westlichen als auch in der östlichen Welt zu Hause ist. Ihre Romane sind in 15 Länder übersetzt, sie war für den Man Booker Prize und den Man Asia Prize nominiert, wurde u.a. mit dem DSC Prize for South Asian Literature ausgezeichnet, dem Crossword Prize und dem Tata

Anuradha Roy
Ton für die Götter

Anuradha Roy

Ton für die Götter

Roman

Aus dem Englischen von
Werner Löcher-Lawrence

Luchterhand

Für Myriam

Ich bin Schüssel
Und ich bin Teller
Ich bin Mann
Und ich bin Frau

Ich bin Grapefruit
Und ich bin Limette
Ich bin Hindu
Und ich bin Muslim

Ich bin Fisch
Und ich bin Netz
Ich bin Fischer
Und ich bin Zeit

Ich bin nichts
Sagt Kabir
Ich weile nicht unter den Lebenden
Oder den Toten

Kabir, irgendwann im 15. Jahrhundert

EINS

Donnerstag, 11. Oktober

Es ist Herbst, und ich studiere in England. Ich habe noch nie einen Herbst erlebt. Da, wo ich aufgewachsen bin, kommt mit dem Monsun ein milder Winter, den die Bäume nicht für bedeutsam genug erachten, um seinetwegen die Farbe zu wechseln, und schon nach Tagen beginnen die Infernos des Sommers von Neuem. Hier ist das Licht grün und golden, und im von Bäumen erfüllten Rechteck meines Fenster treiben rost- und burgunderrote Blätter vom Himmel, lebende Wesen in der dahinwehenden Luft. Es ist leise genug, dass ich ihr sanftes Rascheln hören kann, wenn sie auf die Erde treffen. Die Feder meines Füllers kratzt dazu über blaues Luftpostpapier. *Mir geht es gut, im Flugzeug war alles okay. Alle Häuser sehen aus der Luft gleich aus, wie Spielzeug. Das Gras ist hier anders grün.*

»Du schaffst es immer, dich aus dem Staub zu machen, dir fällt alles leicht«, sagt die Stimme meiner Schwester wieder und wieder in meinem Kopf. Das waren ihre Abschiedsworte am Flughafen, auch wenn sie sie nicht laut aussprach.

Tia hat noch drei Jahre Schule vor sich und zieht in ihrem Gerangel mit den Büchern täglich den Kürzeren.

Sie kommt in keiner Prüfung auf mehr als fünfzig Prozent. »Was soll ich Bücher über Gauchos und Flamenco *lesen*, ich will *hin* nach Argentinien!« Sie hat auch noch andere Pläne, die sich allerdings ständig ändern, nur eine Sache bleibt konstant: Sie haben alle mit Glas zu tun, nicht mit Papier. Spiegel, Kameralinsen, auf Glas tanzen und Cocktails in Gläser schütten. Tia hat eine tiefe, volle Stimme, und sobald sie träge ihr »*Tall and thin and young and lovely*« zu summen beginnt, bleiben die Leute stehen und hören ihr zu. Ihre langen, schmalen Füße zeugen davon, dass sie noch viele Zentimeter wachsen wird. Sie will die Zeit ihrer Schuljahre überspringen und schauspielern, Filme machen, ihre Jugend ausleben – ohne die Plackerei eines College-Abschlusses.

»Wie meinst du das, was gibt's Neues? Gibt es in diesem Loch hier je was Neues?«, jammerte sie anderntags am Telefon, als ich sie anrief. »Jetzt, wo du weg bist, komm ich hier niemals raus. Ich sitze fest und muss mich mein ganzes verdammtes Leben um Amma kümmern.«

»So viel Drama, Tia«, sagte ich. »In welchem Buch lebst du im Moment? Ich wette, nicht in *Little Women*. Wo ist Amma überhaupt gerade?«

»Noch bei der Arbeit, und ich hab auch zu tun«, rief sie und knallte den Hörer auf die Gabel. Bestimmt hat sie finster dreingeblickt und Boxbewegungen in Richtung ihres Gesichts im Spiegel neben dem Telefon gemacht, so als ziele sie auf mich. Da bin ich mir sicher.

Den Rest des Tages war ich ganz krank vor Gewissensbissen wegen meines Sarkasmus, ich stellte mir Tia in ihrem

Zimmer vor, und wie die Musik durch die verschlossene Tür wummerte, hinter der sie sich bestimmt verschanzt hatte, und wie sie mich mit jedem wütenden Aufheulen der elektrischen Gitarren immer noch mehr hasste. Bis spät in die Nacht würde sie sich hinter ihrer Tür verbarrikadieren, während meine Mutter lauter und lauter dagegen klopfen würde. »*Komm heraus und iss etwas, Tia ... Was ist denn los, Tia ... Sag mir, was ist.*« Wäre ich zu Hause, würde ich aus dem Haus stürmen und joggen gehen, ganz gleich, wie unerträglich heiß es wäre.

Ich bin gut in Prüfungen, aber Tia hat unrecht, leicht war es nicht, und hier ist es auch nicht einfach. Ich bin pleite – mein Stipendium zielt darauf ab, Tugend durch Entsagung zu stärken. Das Stipendium kommt von der großartig benannten »Farhana-Abdulali-Stiftung für die Bildung von Mädchen«, sprich von muslimischen Mädchen. Was die scharfsinnige Begum Tasneem Khan, unsere Rektorin, nicht abgeschreckt hat. Sie muss mich nahezu das ganze letzte Jahr im Auge behalten haben, ohne dass ich etwas davon gemerkt hätte. Eines Nachmittags wurde ich also zu ihr gerufen, betrat ihr Büro voller Angst und verließ es mit einem Antragsformular.

»Warum bewirbst du dich nicht?«, fragte sie. »Schaden kann es nicht.«

Die Leute, die die Stipendien vergeben, sind durch ein Netzwerk feudaler Beziehungen mit ihr verbunden, und ich nehme an, ihre verschwenderische Großartigkeit hat dafür gesorgt, dass sie sich nicht getraut haben, die Frage der Religion anzusprechen. Oder sie dachten, meine Jahre

in einer muslimischen Schule hätten mich zu ein bisschen von allem gemacht.

Eine der Befragungen sollte mit einem Abendessen mit den Granden der Stadt enden, die mich wie künftige Schwiegereltern begutachten würden, vermutete meine Mutter, um zu sehen, ob ich ein Messer von einer Gabel zu unterscheiden wisse, zu munterem Small Talk fähig sei und lachen könne, aber nicht zu laut. Sie riet mir, mich an Essen ohne Flügel und Beine zu halten, damit mir nichts vom Teller fliege. Als es so weit war, erblickte ich Begum Tasneem auf der anderen Seite des Tisches im Bankettsaal, zwischen uns ein weißes Schlachtfeld, auf dem Silber und Kristall funkelten. Sie saß inmitten vieler ehrwürdiger Leute und sah nicht zu mir herüber. Der freundliche alte Kellner flüsterte mir ins Ohr, dass ich nur von der linken, nie von der rechten Seite bedient werden würde, und bei seinem nächsten Vorstoß murmelte er: »Sitz gerade, Kind, nimm eine Serviette.« Ich begriff, dass die steif gefalteten Blumen, die in silbernen Haltern in Habachtstellung vor uns standen, zur Benutzung gedacht waren. Verstohlen warf ich Blicke um mich herum und versuchte, mich ladylike zu benehmen, tupfte hin und wieder vorsichtig die Lippen ab und vermied es, panisch unter den Tisch zu tauchen, als mir die Serviette von den Knien auf den Boden rutschte. Nach und nach dann verlor das Blendwerk aus Kronleuchtern, Seide und Silber seine Kraft, und mir fiel etwas weiter unten am Tisch ein Mädchen auf, das die Backen aufblies, die Augen zusammenkniff und mich angrinste, bevor es wieder ein ganz normales Gesicht auf-

setzte. Wir wechselten kein Wort, doch danach wurde der Abend erträglicher.

Wochen später rief mich Begum Tasneem in ihr viel-fenstriges Büro. Ich erinnere mich an eine blau glasierte Vase mit Spinnenlilien auf einem Beistelltisch, an etliche Reihen von Gruppenfotos an der Wand, und daran, wie wild mein Herz pochte. Durch eine hauchdünne Gardine, die vor dem Fenster in ihrem Rücken hing, fiel das Morgenlicht und verlieh ihr einen überirdischen Glanz. Es duftete nach den Lilien. Der Tag war gekommen. Es fühlte sich an, als wäre ich in eines dieser Märchen geraten, in denen ein Gott einem verblüfften Menschen erklärt: »Sprich, was wünschst du dir von Herzen? Es soll dein sein.«

Begum Tasneems Stimme schien aus Liliennähe zu kommen und trug deren Duft in sich. Man habe mir ein Stipendium an einer berühmten englischen Universität zugesprochen, Ende September müsse ich aufbrechen, und die Stiftung würde auch für den Flug aufkommen. Die Gardinen hielten einen Moment in ihrer schwingenden Bewegung inne, waren von Licht durchschimmert. Und fast im selben Atemzug sagte sie mit einem ironischen Lächeln: »Sie wird dafür sorgen, dass dir das Stipendium nicht zu Kopf steigt, die Stiftung. Sie hat das Geld so bemessen, dass sie sicher sein kann, du kommst gut ausgebildet zurück – aber auch bescheiden, tugendhaft und dankbar. Ein gutes Mädchen.«

Dann entließ sie mich mit einer müde eleganten Bewegung, einer zur Tür gerichteten, Abschied nehmenden Geste. »Wenn ich dich richtig einschätze, Sarayu«, sagte

sie, »wirst du dir von ein wenig Armut die große Freude nicht verderben lassen.« Ihre blaugrünen Augen, für gewöhnlich so aufmerksam und distanziert, wirkten amüsiert, und vielleicht lächelte sie sogar ein wenig, als sie den Blick zurück auf die offen vor ihr liegende Mappe richtete.

Das Farhana-Abdulali-Stipendium ist exakt berechnet und eingeteilt: Die Studiengebühren gehen direkt an die Universität, die Wohnheimkosten werden ans College überwiesen. Der Rest muss für Essen und Bücher und einen der gelegentlichen Kinobesuche reichen. Das Geld wird mir von einem betagten Abdulali übersandt, der bei Brighton am Meer wohnt. Ich habe ihn noch nicht getroffen und weiß auch nicht, wie ich ihn erreichen kann. Immer, wenn ich auf dem Weg zur Uni an den japanischen Laternen eines entzückenden Restaurants vorbeiradele oder am Schwarzen Brett die Hinweise auf Konzerte und Theaterstücke studiere, möchte ich ihm sagen, dass zusätzliche hundert Pfund für sein Leben sicher nicht den winzigsten Unterschied bedeuten, meines aber völlig verwandeln würden.

Abdulali-Enthaltsamkeit bedeutet, dass es Zeiten gibt, zu denen ich nicht mal genug Geld für ein dreiminütiges Ferngespräch habe. Dann stecke ich eine Fünfzig-Pence-Münze in den Schlitz, warte, dass meine Mutter am anderen Ende abnimmt, und sage Hallo. Ich weiß, dass der Anruf kurz darauf abbrechen wird. Sie wird wissen, dass ich es war, und ich weiß genau, wo sie steht – in der Nähe der Tür, neben dem hohen Spiegel – und den Anruf entgegennimmt, nur um festzustellen, dass er gleich wieder

vorbei ist. Einen Atemzug lang sind wir miteinander verbunden, mittels einer dünnen Leitung durch Ozeane und über Kontinente hinweg.

Wenn ich mich am Ende des Tages nicht überwinden kann, in mein leeres Zimmer zurückzukehren, gehe ich in die Bibliothek, oder ich benutze den Schlüssel zum Keller der Kirche nicht weit vom College, den ich bekommen habe. Da gibt es eine Töpferwerkstatt mit freiem Zutritt für Studenten, die Teil der Töpfer-Society sind. Wenn ich dort bin, fühle ich mich, als wäre ich durch ein Kaninchenloch in eine geheime Höhle gefallen, in der immer Licht brennt, in der Brennöfen, Werkzeuge und Töpferscheiben von Elfen instand gehalten werden, Materialien auf wunderbare Weise neu aufgefüllt werden und in die man zu jeder Tages- und Nachtzeit kommen kann. Ich habe noch nie so etwas Luxuriöses erlebt.

Während der Stunden, die ich an der Töpferscheibe bringe, muss ich mich nicht mit neuen Leuten auseinandersetzen. Ich muss niemandem erklären, was ich studiere und woher ich komme, und erfreut und erstaunt lächeln, wenn sie sagen, dass sie immer schon mal nach Indien wollten. Im Übrigen ist es dort unten warm, es gibt einen Wasserkessel, Teebeutel und eine stets mit großen, weichen Ingwerkeksen gefüllte Dose. Die Scheibe dreht sich, ich lege einen Klumpen Ton darauf, umfasse ihn mit beiden Händen, und wenn ich die Augen schließe, dreht sich zum Summen des Motors ein ganzer Planet. Ich will die Werkstatt nicht verlassen, ich will ein Campingbett und Bücher herholen und Einsiedlerin werden.

Dienstag, 16. Oktober

Mein Alleinsein war nicht von Dauer. Heute Abend, nach nur einer Woche in meiner Höhle, habe ich gleich gemerkt, dass da jemand war, als ich die Tür aufschloss. Ich spürte es, musste niemanden sehen und empfand Empörung über dieses unbefugte Eindringen in mein Reich. Statt feuchter Erde roch ich Aftershave. Ich hörte das Radio trällern, Wasser aus dem Hahn strömen.

Die Atome um mich herum sammelten sich zu einem ungewohnten Muster. Ich wollte wieder gehen. Aber das Platschen des Wassers verstummte, und eine Stimme fragte, ob da jemand sei.

Auf den ersten Blick erschreckte mich die Person, die aus Richtung Waschbecken kam. Ich konnte sehen, dass es eine Frau war, groß und schlank, aber ihre aufgekrempten Ärmel ließen die Schultern und den Bizeps eines jungen Mannes erkennen. Ihre Beine waren mit dem Boden verbunden, als wären sie daraus emporgewachsen, lang und muskulös. Dort im Keller mit der niedrigen Decke, in dem ich mich bereits daran gewöhnt hatte, allein zu sein, füllte sie den ganzen Raum aus. Dann lächelte sie, und ich spürte, wie meine Anspannung sich löste.

Sie schenkte mir ein Lächeln, ließ aber keine Worte folgen, und machte sich so selbstsicher wieder an die Arbeit, als töpfere sie schon ihr Leben lang. Sie nahm drei, vier Klumpen Ton aus dem Vorrat und knetete sie zu einem großen zusammen, legte all ihre Kraft hinein und schnitt ihn mit ihrem Drahtschneider in Scheiben. Dann ging sie zur Waage, die auf dem rechten Arbeitstisch stand, und

teilte den Ton in 600-Gramm-Stücke auf. Das alles tat sie mit einer Konzentration, die ihre Umgebung ausblendete.

Als sie schließlich eine ordentliche Reihe identischer Kugeln bei ihrer Scheibe liegen hatte, setzte sie sich auf den Hocker und zog ein schwarz-weißes Tuch aus einer Tasche ihrer Jeans. Ich gab mir Mühe, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren, es fiel mir jedoch immer schwerer, nicht zu ihr hinzusehen. Sie faltete das Tuch zu einem Dreieck, legte es sich über die Augen und knotete es hinter dem Kopf zusammen, sodass sie nichts mehr sehen konnte. Anschließend tastete sie nach einer ihrer Tonkugeln und zentrierte sie auf der Scheibe, die sie schneller gestellt hatte. In wenigen Augenblicken wuchs eine unglaublich perfekte Form zwischen ihren sehenden, fühlenden Händen empor.

Der Keller hatte angefangen, sich für mich wie ein sicherer Hafen anzufühlen. Mit dieser großen, muskulösen, mit ihrer Augenbinde dasitzenden Fremden wurde er von einer unbekanntem, bedrohlich pulsierenden Energie erfüllt. Aus dem Radio, das sie angestellt hatte, erklang ein Lied, *always take the weather with you*. Nimm überallhin die eigenen Stimmungen mit, aber ich weiß nicht, wie das möglich sein soll, wenn eine einzige fremde Seele einen Ort so verändern kann.

Montag, 22. Oktober

Sie heißt Karin Wang. Bei ihrer Geburt im malaysischen Borneo hat sie jedoch einen anderen, chinesischen, Vornamen bekommen, aber den mochte sie nicht, und so hat sie ihn abgeschüttelt. Ich trage mein altes Leben wie einen

stets präsenten Rucksack mit mir herum, der mich unter seiner Last ächzen lässt, während Karin aus dem Nichts entsprungen scheint, unbelastet von Eltern, Geschwistern, Familie, Vergangenheit. Sie hat all das hinter sich gelassen. »Ich bin Malaysias olympische Hoffnung, so nennen sie mich«, sagte sie, als wir die Hände an zwei nebeneinanderstehenden Scheiben im Ton versenkten. Diesmal arbeitete sie ohne Augenbinde, und ihr früheres Schweigen war von ununterbrochenem Geplapper abgelöst worden. »Jedes Mal, wenn ich was gewinne, setzen sie ein Foto von mir in die Zeitung. Das Golden Girl, das bin ich.«

Ihr Vater hat die Zeitungsausschnitte in einem Album gesammelt, das sie sich nie angesehen hat. Sie mochte Fotos von Flugzeugen lieber, an deren Umrissen sie mit dem Finger entlangfuhr, im Wissen, dass sie eines Tages mit einem davon weit wegfliegen würde. Weg von ihrem Vater, der sie selbst in den Ferien bei Tagesanbruch weckte und mit ihr zum Strand ging, wo sie barfuß durch den Sand rennen musste, so schnell und so weit sie konnte. Er hängte stählerne Ringe auf, baute ein Reck und einen Barren für ihr Training. Jeden Morgen musste sie zwei Eier und gepökelten Fisch essen, während ihr Bruder sich mühte, nicht von seiner kleinen Schüssel Reis aufzusehen. Ihr Vater achtete darauf, dass sie ihre Vitamine nahm, wog sie und dokumentierte ihr Wachstum mit Strichen an der Wand.

»Für ihn bin ich irgendetwas zwischen einem Versuchskaninchen und einem Schwein, das er mästet, in gewisser Weise, um es zu schlachten«, sagte sie. »Ich will unbedingt verlieren, aber meine Angst vor dem Dreckskerl ist so ver-

dammt groß, dass ich mich nicht traue, etwas anderes zu tun, als zu gewinnen.«

Dass sie so von ihm sprach, entsetzte mich. Ich hab versucht, mich zu erinnern, ob ich vor meinem Vater je Angst gehabt habe. Fast konnte ich ihn neben Karin sehen, als säße er tatsächlich da und hörte ihr zu, die Stirn gefurcht vor Sorge wegen ihrer Ausdrucksweise. Genauso hat er mich und Tia während der letzten ein, zwei Jahre angesehen, als er sicher war, nicht mehr lange zu leben, und sich fragte, wie er es anstellen könnte, dass wir doppelt so schnell heranwachsen.

Karin will keine Rennen und Wettkämpfe gewinnen, sie will Luftfahrttechnik studieren und Pilotin werden. Aber ihre Flucht hat einen Preis: Sie hat ihren Studienplatz mit einem Sportstipendium bekommen, das außerdem für ein Taschengeld, Mentoren, Trainer und sogar Essenszulagen aufkommt, solange sie für Medaillen trainiert und ein paar für die Universität gewinnt.

»Je weiter ich vorm Laufen weglaufe, desto mehr muss ich laufen. Tu ich es nicht, ist es mit dem Studium vorbei«, sagte sie und sah mich mit einem halbherzigen Grinsen an. Sie stellte ihre Scheibe so schnell, dass die Schüssel zwischen ihren Händen verschwamm und jede Form verlor, dann stoppte sie die Scheibe und rammte die Faust in den zusammengefallenen Ton.

Karin passt nicht gut in die Werkstatt. Sind auch noch andere Studenten da, was selten der Fall ist, versuchen alle, sie nicht anzustarren, wenn sie hereinkommt, die Muskeln straff unter den engen neonfarbenen Sportleggings, die sie

mit wadenhohen Stiefeln kombiniert. Kaum durch die Tür, schlüpft sie aus ihrem dunkelgrünen Samtmantel, den sie, wie ich herausgefunden habe, secondhand bei Oxfam gekauft hat. Ihr Haar ist sehr kurz geschnitten, bis auf den Pony, der seitlich auf ihr kleines, kantiges Gesicht fällt. Ihre Fingernägel sind in einer Woche lila, in der nächsten tiefblau lackiert, und vor jeder Töpferrunde gibt es das Ritual, die Ringe von jedem einzelnen ihrer Finger zu ziehen, die Hände zu betrachten und die Nägel herunterzubeißen, damit sie nicht in den Ton schneiden. Ich habe ihr irgendwann nach unserem Kennenlernen einen Nagelknipser geschenkt, aber nie gesehen, dass sie ihn benutzt hat.

Wie sich herausgestellt hat, sind wir im selben College, und wenn wir zusammen in die Stadt fahren, rasen wir wie wild den Berg hinunter, trunken vom Hochgefühl der Gefahr. Freihändig. Fliegend. Allein hatte ich nie den Mut dazu. Eines Abends im Berufsverkehr habe ich die an meinem Gepäckträger befestigte Luftpumpe verloren, war aber zu schnell unterwegs, als dass ich es gemerkt hätte. Karin bremste jedoch mitten auf der viel befahrenen Straße ab und hob eine Hand in Richtung Verkehr. Die Autos kamen quietschend zum Stehen, sie lief zu meiner Pumpe, hob sie auf, winkte den wartenden Autos dankend zu und kam hinter mir her.

»Wenn du die Nummer so bei mir zu Hause abziehst«, sagte ich ihr, »kann ich deine Überbleibsel mit dem Teelöffel von der Straße kratzen.«

Sonntag, 28. Oktober

Wo ich herkomme. Ich dachte, ich wüsste, wo ich herkomme und was ein Zuhause ausmacht. Zuhause, das war mein Vater, der uns bat, leise zu sein, weil er die Cricketergebnisse hören wollte. Das waren die gewohnten Sonntagsgeräusche, die vornehme Stimme des Nachrichtensprechers, die dissonanten Trompeten einer Hochzeitsband, meine Mutter an der Schreibmaschine in ihrem Schlafzimmer, das Klappern wie ein Kieselschauer, so schnell waren ihre Finger. Die Zeit, als Tia und ich uns noch nahestanden und jeder Ort ein Zuhause war, solange wir einander hatten, mit den beruhigenden Stimmen unserer Eltern im Hintergrund, die aus alter Liebe stritten.

Jetzt sitze ich auf der anderen Seite des Ozeans, an diesem Tisch, an dem nichts in der Dunkelheit hinter der Lichtscheibe meiner Lampe zu erkennen ist. Ich sehe mein Spiegelbild im Fenster, und es ist, als wäre ich hier drinnen, aber mein Gesicht schwebt draußen und möchte hereingelassen werden. Ich kenne dieses Gesicht nicht. Ich muss herausfinden, wie ich mir ähneln kann.

Es sind jetzt vierzehn Monate und achtzehn Tage seit der Verbrennung meines Vaters. Als es vorbei war, fanden wir uns am Meer beim Gateway of India wieder, und ich sage »wiederfinden«, weil ich mich nicht erinnern kann, wie oder warum wir dort gelandet sind, nur dass es spät am Abend war, es dort viele düstere Ecken gab und ein älterer Verwandter uns einen Vortrag hielt, dass wir vorsichtig sein und auf Taschendiebe aufpassen sollten. Es war windig. Hohe Wellen krachten gegen die Mauern, und Liebes-

paare drängten sich aneinander, wenn die Gischt einer großen Woge wie eine Regenwolke auf sie niederging. Männer warfen mit Erdnussschalen nach uns, Junkies leuchteten kurz im Licht der Flamme unter blubbernden Folien auf und versanken erneut in Dunkelheit. Nach Osten über das schwarze Wasser hinweg lag die Insel Elephanta, wohin mein Vater nach seiner Herz-OP hatte fahren wollen – aus dem Krankenhaus entlassen, bereit für ein Cricketspiel, wie es ihm seine Ärzte versprochen hatten. Mein Vater hatte drei Leidenschaften: Geologie, Cricket und Frühgeschichte. Er selbst hatte mit dem Cricketspielen vor langer Zeit aufgehört, aber bis zum Tag vor seiner Operation den schrillen, rauschhaften Reportagen im Radio gelauscht. Ganz oben auf seiner Liste für die Zeit nach der Operation standen ein Testmatch im Wankhede-Stadion und ein Besuch auf Elephanta, weil er nicht sagen konnte, was schöner war, ein Square Drive von Sunil Gavaskar oder aus dem Basalt gehauene Hindu-Tempel aus dem sechsten Jahrhundert. Sein Herz stellte eine Verbindung beider Welten dar, und wenn er es in jene Höhlen geschafft hätte, bin ich sicher, hätte er steinerne Götter in der Position von Slips und Mid-Offs entdeckt.

Ein paar Stunden, nachdem er gestorben war, erblickte ich mein Gesicht in einem zerkratzten Spiegel über dem Waschbecken im Krankenhaus. Einige der Kratzer wurden Teil meines Spiegelbildes, aber ansonsten sah ich unverändert aus. Ich berührte meine Wangen, um zu sehen, ob dieses Gesicht auch tatsächlich mir gehörte – denn wären Geist, Herz und Körper eins, hätte mein Kopf der Krater

eines Vulkans sein müssen, kochendes Blut wäre aus ihm herausgeschleudert worden. Und ich hätte keine Augen mehr gehabt, um mein Spiegelbild zu betrachten.

Während wir so dastanden und zur verschatteten Anhöhe über dem dunklen Meer hinübersahen, neu geformt durch Verlust, nahm meine Schwester meine Hand in ihre. Eine flüchtige Berührung, schon war sie vorbei, voller umgehender Unsicherheit. Die Nähe zwischen uns war schon vor langer Zeit verschwunden, und jeder Tag war ein stiller Krieg um Nichtigkeiten. Ihre Hand in meiner an dem Abend, und meine Unfähigkeit, sie fest in meine zu nehmen, sagte mir alles, wie nichts sonst es vermocht hätte.

Dienstag, 30. Oktober

Mein Postfach war heute voll mit blauen Luftpostbriefen – drei auf einmal, einschließlich eines bedeutsamen von Fauzia, in dem sie schreibt, sie habe ihren ersten nackten Mann gesehen. »Musste es ein Toter auf einem Seziertisch sein? Ein fetter, behaarter, der sich, ich sag nicht wo, schon schwarz-grün verfärbte? Das hat man von diesem Medizinstudium«, schreibt sie. »Schlau von dir, dich an Lyrik und so zu halten. Du wirst für Sachen bezahlt, die Spaß machen. Ich habe das Rauchen angefangen, weil ich den Gestank nicht aushalte.«

Zwei der Briefe sind von meiner Mutter. Das ist ungewöhnlich. Amma ist keine große Briefschreiberin. Ich stelle mir vor, wie sie sich vornimmt, mir *noch heute* zu schreiben, um sich dann erst vorm Einschlafen, wenn sie schon zu müde ist, um die Augen weiter offen zu halten,

daran zu erinnern. Ich stelle mir vor, wie sie mir stattdessen früh am Morgen schreibt – resolut, das Haar zerwühlt, ans Kopfteil des Bettes gelehnt –, und auf der Suche nach Worten vergisst, ihren starken schwarzen Kaffee zu trinken. »Jetzt, wo du in England bist und Englische Literatur studierst, muss ich mir jeden Satz überlegen!«, schreibt sie. Dann die Suche nach einem Kleber für die drei Blätter, und wie sie den wertvollen Brief in die Tasche steckt, um ihn von der Arbeit aus aufzugeben. Wobei sie den Brief aus der letzten Woche entdeckt, den sie offenbar vergessen hat. Im Unterschied zum glänzenden, festen Luftpostpapier, das man hier bekommt, sehen die Briefe von zu Hause abgegriffen und wie zwischendurch feucht geworden aus, wenn sie bei mir ankommen, und ich muss vorsichtig sein, dass ich Ammas Worte beim Öffnen nicht zerreiße.

Ammas Briefe berichten mir, dass Tia jetzt später aus der Schule kommt, weil sie Gitarrenunterricht nimmt, und dass sie den Kaugummibaum, an dem unsere Kinderschaukel hing, haben fällen müssen, weil er von einem Pilz befallen war. Shirin Khambatta von nebenan hatte fürchterliche Magenkrämpfe und liegt im Krankenhaus. »Wer weiß, was sie hat«, schreibt Amma, »und ohne sie auf der anderen Seite des Gartens fühlt sich alles noch leerer an.«

Von den ehemals fünf bei uns im Haus sind nur noch drei da: Amma, Tia und Chinna. Ich frage mich, wie der Hund sich erklärt, wieder und wieder verlassen zu werden. Und ich stelle mir vor, wie meine Mutter mit den klaffenden Leerstellen umgeht und ihr Herz dagegen wappnet. Sie versucht, mir amüsante Briefe zu schreiben, mit kleinen

Klatschgeschichten über Leute, die sie beim Recherchieren getroffen hat, aber ihre Versuche, Heiterkeit auszustrahlen, haben nicht immer Erfolg. In ihrem letzten Brief schrieb sie, ihr sei nicht bewusst gewesen, dass sie mehr und mehr Fragen und Antworten zu Verlust, Tod und Krankheit für die wöchentliche Ratgeberkolumne ihrer Zeitung erfindet, die mit in ihren Aufgabenbereich fällt. Ihr Chefredakteur hatte sie deswegen zu sich bestellt. »Romantik funktioniert besser«, hatte er offenbar gesagt. »Liebe steht für Hoffnung und Freude. Der Tod ist langweilig. Er ereilt jeden, die Liebe nur ein paar wenige Glückliche. Oder? Fünfzig Zeilen weniger Herzattacken, fünfzig Zeilen mehr Liebeskummer, und in einem Jahr sehen wir, wie die Auflage aussieht.« Meine Mutter ist zurück an ihren Schreibtisch und hat die jüngeren Kollegen gebeten, sie mit Liebesgeschichten und Eheproblemen zu versorgen, um zu sehen, was sich daraus machen lässt. Sie kniet sich so tief in die Feinheiten von Liebesschmonzetten wie ich mich in meine Milton-Lektüre für die College-Tutorien.

Als sie nach dem Tod meines Vaters wieder anfang zu arbeiten, war ich noch zu Hause. Es war erst drei Wochen her. Ein Kollege, der mit ihr im Bus fuhr, missverstand ihren Stoizismus als innere Ruhe und meinte: »Es war ein Schock, aber es geht schon besser, oder?«

Wie lässt sich »besser« definieren, wenn man jemanden verloren hat, in den man mit zehn schon verliebt war, mit dem man in die Schule und dann aufs College gegangen ist, den man geheiratet und mit dem man sich ein Leben aufgebaut hat? Besser hieße vergessen, und vergessen hieße,

